

(Nachdruck verboten.)

14]

Kinder der Gasse.

Roman von Charlotte Knoedel.

Die Luis errötete — sie kam sich dem Bruder gegenüber wie eine Pflichtvergessene vor.

„Derheim hätt ich doch nit bleibe könne!“ sagte sie. Sie gingen bereits in der Friedrichstraße, da kam ihnen der August nachgerannt, er hatte einen ganz heißen Kopf.

„Luis, Luis!“ rief er.

Das Mädchen drehte sich nach ihm um.

„Na, bist einig geworden mit Deim Großvater?“

„Ja!“ Des Burschen Augen leuchteten. „Ich lern doch en Handwerk, ich wer doch Schlosser!“

„Da bin ich froh!“

„Ja! Ich hab em gesagt, daß doch nit genug Arbeit wär für uns zwei, und im Taglohn auf em Feld schaffe, nee! Und später, wenn die Alte tot sind und mir nauzziehe in ihr Haus auf der Haardt, da kann der Vater es Feld besorge und die Weinberg und die Kuh, die versorgt die Mutter! Na und dann is doch auch es Winche da!“

Die Luis nickte. „Und wenn de en Handwerk kannst, weißt, August, des is gut für alle Fäll!“

„Das mein ich auch! Und mer können's ja, es macht doch em Vater nix aus, wenn ich nit gleich was verdien!“

Die Luis nickte wieder und sah zum Christian hinüber. „Wenn's mein Vater nur auch nix ausmache tät, dachte sie.

„Du, gelt, wenn De Lehrer werde willst, Christian, mußt fünf Jahr lerne?“ fragte sie gleich darauf. — „Und kannst gar nix verdienne?“

„Nein! höchstens e bißche was mit Stunde!“

Der Luis Gesicht wurde sehr ernst; auch des August Stirn legte sich in Falten. Ich tät's em so gern gönne, daß er Lehrer lerne dürft, dachte er, aber se sind gar arm und die viele Kinner!

Sie waren mittlerweile an den Bahnhof gekommen, und wie die Luis an den Schalter trat, um ein Billett zu lösen, sagte der Christian mit strahlendem Gesicht: „Im e Jahr, Luis, bin ich auch soweit, da fahr ich fort auf die Präparantenschul!“

„Ja,“ sagte die Luis, aber sie lachte nicht.

41.

Tage, Wochen, Monate waren geschwunden und in der Zeit hatte die Luis gelernt, sich in ihre neue Arbeit zu finden und sich der Gedanken an zu Haus zu entwöhnen.

Sie fühlte sich glücklich. Ihre Arbeit konnte sie ungestört und ordentlich verrichten, und ein hartes Wort bekam sie nie zu hören.

Frau Andräi und Lätitia sprachen immer freundlich und fein, und die Köchin Berta war ein stilles Mädchen.

Die war sehr fromm und liebte es, des Abends mit ihren dicken roten Händen auf dem kleinen Harmonium, das in ihrem Stübchen stand, ein paar Choräle zu spielen.

Lätitia hatte sie die Finger setzen gelehrt und die paar Weisen, die sie Abend für Abend spielte.

Dabei kam in ihre Augen ein weicher Ausdruck, ihre Seele löste sich von den Alltagsorgen.

In der Luis hatte die Berta eine andächtige Zuhörerin gefunden, das machte ihr Freude, und da sie auch sonst merkte, daß das Mädchen still und achtsam war, zog sie es zu sich heran.

Sie erzählte ihr von ihrem Liebsten, der verunglückt war in der Fabrik, und daß er ein frommer Jünger des Herrn gewesen sei, der sie nun droben im Himmel erwarte. Und darum freie sie auch keinen anderen, sondern bleibe hier im Hause, bis sie nicht mehr arbeiten könne und sich ein Stübchen miete für sich allein, wenn nicht noch, ehe sie diesen Plan ausführen könnte, das Ende der Welt käme und sie mit allen Menschen zugleich verschlänge.

Wenn die Luis zu solchen Reden zweifelnd den Kopf schüttelte, dann erzählte ihr die Aeltere gar vieles von der schlechten Welt, in der unendlich viel Sünde sei und Unglaube.

„Es gibt Leute,“ sagte sie dann mit geheimnisvoller, dumpfer Stimme, „die glauben nicht mehr an den lieben Gott und auch nicht an den Herrn Jesus!“ Und wenn die Luis ein ungläubiges Gesicht machte — denn nicht an den lieben Gott und den Herrn Jesus zu glauben, schien ihr unmöglich! — so fuhr die Berta fort zu berichten, daß es sogar Pfarrer gäbe, Pfarrer, die auf die Kanzel stiegen und predigten, und die nicht glaubten, daß Christus Gottes Sohn sei.

Und da die Luis sich solch ein Unding von Pfarrer nicht vorstellen konnte, sagte ihr die Berta, daß in ihrer Stadt sogar einer sei, und daß er Sonntag für Sonntag predige. „Und viele Leute gehn zu ihm in die Kirch, meist ganz feine, und alle sagen se, er tät wunderschön reden!“

„Den möcht ich einmal höre!“ meinte die Luis, aber die Berta riet ihr ab, zu ihm in die Kirche zu gehn. „Er predigt so schön,“ sagte sie, „daß mer meint, es wär alles gut und recht, was er sagt, aber das sind grad die Teufelstünst!“

Die Berta war eine eifrige Christin. Sie ging Sonntags zweimal in die Kirche, und in ihrer freien Zeit las sie im Sonntagsblatt oder im Gesangbuch.

Und als sie die Luis eines Sonntags nachmittags mit dem Strichzeug in der Küche sitzen sah, schüttelte sie mißbilligend den Kopf.

„Eine Freundin von mir hat ein Mädchen gekannt, die hat sich des Sonntags eine Schürze gestickt, so ein kleines, hoffärtiges Tändelschürzchen.“

„Da kam ein frommes Mädchen zu ihr, das sagte: „Leg die Arbeit weg, denn es ist Sonntag!““

Mit ängstlichem Gesicht tat die Luis, wie das fromme Mädchen, von der die Berta sprach, die leichtfertige Stickerin geheißt. Die Berta aber fuhr fort:

„Es ist Sonntag,“ sagte sie, „da hat der liebe Gott von seinem Schöpfungswerke ausgeruht und hat den Tag gesegnet, darum soll man am Sonntag nur tun, was unbedingt nötig ist, und sonst sich ausruhn von der Arbeit der Woche und beten und lobsingen.“

„Das hoffärtige Ding aber lachte zu den Reden des frommen Mädchens, und hat sich seine Schürze fertig gestickt.“

„Und einen Sonntag nachher, wo sie mit ein paar Burschen eine Kahnfahrt machen wollte, hat sie sie angezogen.“

„Es war schönes Wetter gewesen, als die lustige Gesellschaft abfuhr, aber wie sie mitten im Wasser waren, kam ein Wetter herauf. Es fing an zu blihen und zu donnern und allen im Kahn wurde es angst.“

„Sie lachten nicht mehr! Sie falteten die Hände und beteten.“

„Das Wetter aber wurde immer ärger. Da kam einem Mädchen eine Erleuchtung und sie fragte:

„Hat jemand etwas an, das am Sonntag gemacht ist?“

„Die Hoffärtige wurde rot. „Mein Schürzchen,“ sagte sie. „Zieh sie aus!“ riefen alle, die im Kahn waren, „und wirf sie ins Wasser!““

„Sie sträubte sich. Es war ein gar schönes Schürzchen. Aber das Wetter wurde immer ärger und die Blitze immer heller und der Donner rollte grad über ihren Köpfen hin.“

„Da riß einer von den Burschen dem Mädchen das Schürzchen vom Leib und warf's ins Wasser, und in dem Augenblick fuhr ein Blitz ins Wasser hinein, grad mitten durch des Mädchens Schürze!“

Von da an strickte die Luis nicht mehr des Sonntags. Nur einen Brief an den Vater schrieb sie dann und wann, zumeist aber las sie die Traktätlein, die ihr die Berta gab.

In den Traktätlein war immer die Rede von Selbstverleugnung. Es waren Geschichten, in denen sich ein Mann oder eine Frau oder gar ein Kind für seine Feinde opfert. Oder eine von zwei Menschen, die in Haß geschieden waren und die sich dann in Liebe vereinten am Heilig Abend.

Und mehr und mehr dachte sich die Luis ihr eigen Leben wie die Geschichten in den bunten Traktätlein, und manchmal des Abends, wenn sie im Bett lag, malte sie sich aus, wie's wohl sein würde, wenn sie an Weihnachten heimkäme. Sie

nahm sich vor, die Mutter um Verzeihung zu bitten, alsdann, und sie kam sich entsetzlich schlecht vor, weil sie's am Konfirmationstag nicht getan hatte.

Die Tränen kamen ihr. Sie überdachte, wie viel sie verschuldet habe daheim, und wünschte, noch einmal nach Haus kommen zu dürfen, um alles gut zu machen.

Wenn sie aber dabei sah, wie sie hier alles zur Zufriedenheit verrichtete, wälzte sie unbewußt und wohlgeruhet einen großen Teil ihrer Schuld auf die Mutter, und indem sie ihre Schuld kleiner dünkte, erschien ihr ihre Neue um so größer. Und stillschweigend rechnete sie sich ihre große Neue als einen Kleinen Extraverdienst an.

In den langen Winterabenden sah die Luis oft im Nähstübchen und flickte und stopfte.

Und öfter und öfter kam in den Wochen vor Weihnachten Lätitia mit einer feinen Handarbeit zu ihr herüber, und dann plauderten sie zusammen.

Lätitia fragte sie nach zu Hause und nach dem Christian.

„Ja!“ sagte sie eines Tages, „ich habe mit dem Onkel Herbert über Deinen Bruder gesprochen. Er wird wohl ein Stipendium von fünfzig Mark monatlich bekommen. Aber das langt ihm nicht für alles, Kleider und Bücher!“

„Nicht?“ Enttäuscht senkte die Luis den Kopf; sie hatte hoch aufgehört. Fünfzig Mark monatlich dünkte sie eine große Summe.

„Nein,“ fuhr Lätitia fort, „aber nun höre! Mein Vater will alle Kosten, die mit den fünfzig Mark nicht zu bestreiten sind, tragen, so lange der Christian lernt!“

Ueber das Gesicht der Luis ging die Freude, aber sie ging flüchtigen Fußes und ließ keine Spuren zurück.

Sie seufzte. „Ich glaub nure — es dauert fünf Jahr, bis der Christian was is, und eso lang wird der Vater nit warte könne . . .!“

„Aber wenn er doch gar nichts für ihn bezahlen muß!“

„Ja, hm — er verdient aber doch nit dann, der Christian!“

„Aber nachher! . . .“

„Ja!“ — die Luis sann.

„Hat denn Dein Vater schon gesagt, daß er nicht haben will, daß der Christian Lehrer wird?“

„Er weiß noch nit! Wenn ich heimkomme an Weihnachte, will der Christian 's em sage — aber —“

„Warum will er's ihm erst dann sagen?“

„Ich bin dann derbei und kann em helfe, denn die Mutter —“

„Sie ist nicht dafür?“

„Nein! Sie ist halt immer nit gesund, und das kost, da wär's er lieb, wenn der Christian gleich verdiene tät! Und dann is ihr Franz da, der kommt auch an Ostern aus der Schul!“

„Nun, der kann ja dann verdienen . . .!“

„Ja —“ die Luis wurde verlegen. Wie sollte sie jetzt die Wahrheit sagen ohne zu verleunden! Und sie sprach hochdeutsch: „Der Franz ist der Mutter ihr rechtes Kind, da hat sie ihn lieber . . .!“

„Aber er ist doch nicht so klug wie Dein Bruder?“

Die Luis schüttelte den Kopf. „Er sitzt immer in der letzten Bank, aber 's ist halt i hr Bub!“

Fräulein Lätitia ließ jedoch keine Bedenken gelten. „Es wird schon gehen,“ sagte sie. „Dein Vater ist ein vernünftiger Mann!“

„Ja,“ nickte die Luis, „wenn die Mutter nit wär!“ — So kam Weihnachten heran.

Und früh am zweiten Feiertag fuhr die Luis mitten durch die beschneite Ebene heim.

Ihr Herz klopfte laut, und am Bahnhof sah sie zuerst den Christian nicht vor Aufregung.

Als er sie aber am Kermel zupfte und ihr die Hand hinstreckte, da kamen ihr Tränen in die Augen.

Der Johann stand neben dem Christian und schaute erstaunt zur Schwester auf.

„Wie geht's derheim?“

„Ah, gut soweit, aber — na, Du wirst sehn!“

Die Luis schwieg. Es mag gut aussehn, dachte sie und schritt rascher aus.

„Und hast als Dein Aufgabe mache könne?“

„Ach Gott!“ der Bub zuckte die Achseln, „weiß, wenn es Minde nit gewese wär!“ er lachte — „wie die's Schenie zum Leut anführe hat!“

„Ost als hat se en ganz Stund lang bei der Mutter für mich die Arbeit getan und hat ihr als Zeug vorgezwängt,

daß ihr die Zeit nit lang würd und daß se nit enaufgelaufe is zu ihrer Mutter.“

Er seufzte. „Ja, die hat als für mich gesorgt! Und heut frage mer de Vater, gelt? Denn weißt, ich halt's nit mehr aus!“

Sie waren in die Hintergasse gekommen. Vor der Haustür stand der August im Sonntagsanzug, und neben ihm rekelte der Peter an der Wand.

Der war fein und schlank gebaut und überragte den August um einen halben Kopf. Er hatte eine Zigarre im Mund und den Hut in den Nacken gerückt.

„Ach, es Luis!“ riefen beide, als sie die Geschwister kommen sahen.

„Auch amal da?“ sagte der August und gab dem Mädchen die Hand.

Der Peter guckte sie einen Augenblick lang mit einem festen, prüfenden Blick an und schwieg.

Die Luis sah den Unterschied zwischen den beiden Burschen, und ihr Herz neigte sich dem hübschen zu.

Aber sie fragte den August: „Was macht de Schlosserei?“

„Ach, es geht all, weißt, es ercht Jahr is immer es schlimmst!“

„Und Du, Peter?“ sagte sie dann, „was lernst Du?“

In dem Gesicht des Knaben zuckte es. Seine Lippen kränkelten sich, und er zog die Augenbrauen ein wenig zusammen.

„Was ich lern?“ wiederholte er höhnisch. „Nix? nit!“

Wie die Luis das hörte, tat ihr die Frage leid. Sie besann sich, was sie ihm gutes sagen könnte.

Der August aber sagte achselzuckend: „Er geht in die Fabrik und schafft sich seine Kleider an, trinkt Bier und raucht Zigarre!“

„Er tät gewiß auch lieber was lerne, als in die Fabrik gehn!“ meinte die Luis.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Im Dunkeln.

Aus dem Russischen.

Eine Fliege mittlerer Größe bringt in die Nase des Staatsanwaltsgehilfen und Hofrats Gagin ein. Mag sie die Neugierde plagen, oder mag sie vielleicht aus Uebermut oder nur in der Dunkelheit hineingeraten sein — die Nase läßt sich den Eindringling nicht gefallen und gibt das Signal zum Niesen. Gagin niest, niest mit Gefühl, mit durchdringendem Pfeifen, niest so laut, daß das Bett kracht und die beumrührigte Sprungfedermatratze ächzt. Die Frau Gagins, Marie Michailowna, eine große starke Blondine, zuckt zusammen und erwacht. Sie starrt in die Dunkelheit, seufzt und dreht sich auf die andere Seite. Nach fünf Minuten dreht sie sich wieder um, drückt die Augen zu, aber der Schlaf kehrt nicht mehr zurück. Nachdem sie sich seufzend von einer Seite zur anderen gewälzt hat, erhebt sie sich, steigt über ihren Mann hinweg, zieht Pantoffeln an und geht zum Fenster.

Auf dem Hofe ist es dunkel. Nur unklar erkennt sie die Umrisse der Bäume und die dunklen Dächer der Scheunen. Im Osten wird es langsam hell, aber diese Helligkeit beginnt sich schon wieder durch Wolken zu trüben. In der nebeligen Luft Stille. Sogar der Wächter, der sein Geld dafür bekommt, daß er mit seiner Schnarre die nächtliche Stille stört, schweigt; auch die Wachteln schweigen.

Plötzlich schreit Marie Michailowna entsetzt auf. Es scheint ihr, als ob aus dem Garten mit den sorgfältig beschnittenen Pappeln eine dunkle Gestalt sich auf das Haus zu bewegt. Zuerst glaubt sie, es sei eine Kuh oder ein Pferd, dann aber, als sie sich die Augen gerieben hat, unterscheidet sie deutlich menschliche Konturen. Sie sieht, wie diese dunkle Gestalt auf das Küchenfenster zureibt, eine Weile, augenscheinlich unentschlossen, stehen bleibt, dann einen Fuß auf das Gesims hebt und in der Küche verschwindet.

Ein Dieb! fährt es ihr durch den Kopf, und tödliche Blässe bedeckt ihr Gesicht.

In einem Augenblick zeichnet ihre erregte Phantasie ein schreckliches Bild: Der Dieb steigt in die Küche ein — aus der Küche ins Speisezimmer — das Silber im Vließ! — Dann weiter ins Schlafzimmer — Art! — Wandtengeseht! — Goldsachen —

Die Knie brechen unter ihr zusammen; eine Gänsehaut läuft ihr über den Rücken.

„Wassja!“ beginnt sie ihren Mann zu rütteln. „Wassil! Wassil! Profositsch! Ach, mein Gott! Er schläft wie ein Toter! Wache auf, Wassil! Ich beschwöre Dich!“

„Was ist denn los?“ gähnte der Staatsanwaltsgehilfe, die Luft anziehend und schmagende Laute von sich gebend.

„Wach' auf, um Gotteswillen! In die Küche ist ein Dieb eingestiegen! Ich sehe am Fenster, plötzlich sehe ich, wie jemand ins

Rüchfenster steigt. Aus der Küche kann er ins Speisezimmer — die Köffel im Büfett! — Wassil! Bei Martha Jegorowna hat man voriges Jahr auch eingebrochen!

„Wa—as willst Du?“

„Gott, er hört nicht! Ja, verstehe doch, Götzenbild! Ich sah eben, wie ein Mann in unsere Küche eingestiegen ist! Pelagea wird erschrecken und — und das Silber im Büfett!“

„Ach, Unsinn!“

„Wassil, das ist unerträglich! Ich spreche Dir von der Gefahr, und Du — „Unsinn“! Was willst Du denn? Soll man uns bestehlen, uns todschlagen?“

Der Staatsanwaltsgehilfe setzt sich langsam im Bett auf und gähnt.

„Der Teufel weiß, was Ihr für ein Völk seid!“ brummte er. „Nicht mal nachts könnt Ihr Ruhe halten! Bedt einen wegen solcher Dummheiten auf!“

„Aber ich schwöre Dir, Wassil! Ich sah, wie ein Mensch sich ins Fenster hineinstahl!“

„Aun und was weiter? Laß ihn doch hineinkriechen! Jemand ein Feuerwehrrmann wahrscheinlich —“

„W—a—as? Was sagst Du?“

„Ich sage, Pelagea wird Besuch von ihrem Feuerwehrrmann bekommen haben.“

„Um so schlimmer!“ schreit Marie Michailowna auf. „Das ist noch schlimmer als ein Dieb! Solche Zynismen dulde ich nicht hier im Hause!“

„Hahaha! Dieser Jugendbold! Sieh bloß mal an. Solche Zynismen duldet sie nicht, hahaha! Ja, ist das denn ein Zynismus! Wo zu unnütz mit Fremdwörtern herumwerfen? — Das, mein Täubchen, geschieht, solange die Welt steht, das ist sozusagen eine vom Alter geheiligte Tradition. Dafür ist er eben Feuerwehrrmann, daß er zur Köchin geht.“

„Nein, Wassil! Jetzt sehe ich, daß Du mich nicht verstehst. Ich kann den Gedanken nicht vertragen, daß in unserem Hause solche — solche. — Sei so gut, gehe sofort in die Küche und wirf ihn hinaus! Sofort! Und morgen soll Pelagea schon ihr Teil von mir bekommen. Sie soll es nicht noch einmal wagen, sich solch ein Vertragen zu erlauben! Wenn ich tot bin, dann kannst Du in Deinem Hause solche Zynismen gestatten, aber solange ich lebe, nie! — Bitte, geh!“

„Teufel!“ brummt Gagin ärgerlich. „Aber bedenke doch bloß in Deinem mikroskopischen Gehirn: wesshalb soll ich eigentlich gehen?“

„Wassil, ich falle in Ohnmacht!“

Gagin spuckt aus, zieht Pantoffeln an, spuckt noch einmal aus und trollt sich nach der Küche. Es ist dunkel wie in einem Koff, und der Staatsanwaltsgehilfe muß sich mühsam vorwärts tasten. Auf dem Wege zur Küche betastet er die Tür des Kinderzimmers und weckt die Kinderfrau auf.

„Wassilissa!“ sagt er. „Du nahnst abends meinen Schlafrock zum Ausklopfen. Wo hast Du ihn?“

„Ach, gnädiger Herr, ich habe ihn Pelagea zum Ausklopfen gegeben.“

„Was ist das für eine Unordnung! Nehmen könnt Ihr, aber an Ort und Stelle zurücklegen nicht. Jetzt muß ich hier ohne Schlafrock herumkriechen.“

Als er in die Küche kommt, wendet er sich nach der Stelle, wo auf dem Kasten, unter dem Brett mit den Kasserollen, die Köchin schläft.

„Pelagea!“ fängt er an, indem er sich zu ihrer Schulter tappt und sie rüttelt. „Du, Pelagea, was verstehst Du Dich? Du schläfst ja doch nicht! Wer ist eben zu Dir ins Fenster gestiegen?“

„Na, jetzt wird's Tag! Ins Fenster gestiegen? Zu wem?“

„Na, Du, sei so gut — mach keine Flaufen! Sag' lieber Deinem Schatz, er soll machen, daß er fortkommt. Er hat hier nichts zu suchen!“

„Ja, was reden Sie denn eigentlich, gnädiger Herr? Sie glauben wohl, Sie haben hier ne Dumme vor sich! Den ausge schlagenen langen Tag quält man sich, muß laufen, hat keine Ruhe, und nachts kommt man einem noch mit so was. Für vier Rubel den Monat — bei eigenem Tee und Zucker — und dann noch so was! — Ich habe bei Kaufleuten gedient, aber so etwas hat man mir doch nicht geboten!“

„Na, nu, hab' Dich nur nicht so! Dein Feuerwehrrmann soll sich auf der Stelle forscheren, hörst Du?“

„s ist wirklich Sünde, gnädiger Herr!“ sagt Pelagea mit schluchzender Stimme. „Solche gelehrten Herrschaften — adlige Herrschaften — und verstehen nicht, daß — bei unserem unglücklichen Leben — (sie weint). Beleidigen kann uns jeder, verteidigen keiner.“

„Nu, nu —. Mir ist's schließlich egal! Mich hat die gnädige Frau hergeschickt. Meinemwegen laß' einen Kobold zum Fenster hinein, mir soll es recht sein.“

Dem Staatsanwaltsgehilfen bleibt nichts anderes übrig als den Müdzug anzutreten.

„Höre, Pelagea!“ sagt er. „Du nahnst meinen Schlafrock zum Ausklopfen. Wo hast Du ihn?“

„Ach, gnädiger Herr, entschuldigen Sie schon. Ich vergaß, ihn auf den Stuhl bei Ihnen zu legen. Er hängt am Nagel neben dem Herd.“

Gagin tastet sich zum Herd, nimmt den Schlafrock vom Nagel, zieht ihn an und kehrt ins Schlafzimmer zurück.

Marie Michailowna hat sich, als ihr Mann gegangen ist, ins Bett gelegt und wartet. Drei Minuten ist sie ruhig, dann aber beginnt die Angst sie zu quälen.

Die lange er nur bleibt! denkt sie. Wenn dort nur der Liebhaber ist, — gut. Aber wenn es ein Dieb ist?

Und ihre Phantasie malt ihr wieder ein Bild: ihr Mann kommt in die dunkle Küche — ein Sieb mit dem Beil — stirbt, ohne einen Laut von sich zu geben — Blutlache. —

Es vergehen fünf Minuten, fünfsechshalb, schließlich sechs. Kalter Schweiß tritt ihr auf die Stirn.

„Wassil!“ winselt sie. „Wassil!“

„Na, was schreiest Du so? Ich bin ja hier!“ hört sie plötzlich die Stimme ihres Mannes. „Schneidet man Dich denn entzwei, was?“

Der Staatsanwaltsgehilfe setzt sich auf den Bettrand.

„Da war niemand,“ sagt er. „Das ist Dir bloß so vorgelommen, Du Narrchen! Du kannst ganz unbesorgt sein, Dein Küchendagoner ist ebenso tugendhaft wie seine Herrin. So'n furchtames Frauenzimmer!“

Der Staatsanwaltsgehilfe beginnt seine Frau zu necken. Er wird ganz lustig und ist schon nicht mehr schläfrig.

„Ach, Du furchtames Frauenzimmer!“ lacht er. „Morgen gehst Du zum Doktor mit Deinen Halluzinationen! Du bist ja hysterisch!“

„Es riecht nach Tee,“ sagt die Frau. „Nach Tee oder — nach irgend so etwas — Zwiebel — Sauerkohl —“

„Richtig, so etwas ist in der Luft. Ich bin gar nicht mehr schläfrig! Weist Du was? Ich zünde Licht an — wo stehen doch die Streichhölzer? — und zeige Dir die Photographie des Oberstaatsanwalts. Gestern verabschiedete er sich von uns und gab jedem sein Bild. Mit einer Widmung.“

Gagin reißt ein Streichholz an der Wand und zündet das Licht an. Aber bevor er einen Schritt vom Bett getan hat, um das Bild zu holen, ertönt hinter ihm ein durchdringender, die Seele zerschneidender Schrei. Als er sich umblückt, sieht er zwei große Augen, voll Bewunderung, Entsetzen, Jorn auf sich gerichtet.

„Hast Du in der Küche Deinen Schlafrock ausgezogen?“ fragt die Frau erblickend.

„Warum?“

„Sieh Dich an!“

Der Staatsanwaltsgehilfe blickt an sich herunter: auf seinen Schultern hängt statt des Schlafrockes der Mantel eines Feuerwehrrmannes. —

Kleines feuilleton.

ss. Gärten und Blumen unserer Vorfahren. Professor Ledroit schildert in der Zeitschrift „Natur und Offenbarung“ die Entwidlung des Gartens bei den Deutschen seit den ältesten Zeiten bis ins späte Mittelalter. Vor der Merowingerzeit scheint es bei den alten Germanen keine eigentlichen Gärten gegeben zu haben, wenn auch die Frauen und Töchter den Feldbau betrieben. Die Gärten der Merowingerzeit waren wahrscheinlich nicht mehr als Rasenflächen, auf denen einige Obstbäume und Bienenstöcke standen. Erst am Ende des achten und am Anfang des neunten Jahrhunderts entstanden die ältesten Formen der gärtnerischen Anlagen — die Obst- und Nutzgärten. Vor dieser Zeit hatten Wald und Wiesen und auch gewissermaßen das Feld, auf dem Getreide gebaut wurde, im alten Germanien allen Bewohnern gemeinsam gehört. In der Nähe der Bohnstätten aber hatte es sogenanntes Hausland gegeben, das als Privateigentum galt und mit Erbsen, Linjen, Bohnen, Rüben, auch Hanf und Flachsbepflanzt worden war. Vom römischen Gebiete Germaniens aus hatte sich dann der Obstbau verbreitet. Dort war er bereits im ersten Jahrhundert n. Chr. getrieben worden. Der Apfel war die bevorzugte Frucht. Anfangs zog man ihn sowie die Schleheweniger wegen des unmittelbaren Gemusses der Früchte vor, sondern um aus ihnen Getränke zu bereiten. Außer diesen Früchten gab es Kirichen, Pflaumen, Birnen, Kisse, Quitten usw. Nach der Verbreitung des Christentums waren es die Mönche, die dem Obstbau eine besondere Pflege angedeihen ließen und ihn auch außerhalb der Klostermauern förderten. Man begann nun einen gesonderten Teil des Hauslandes der Anpflanzung von Obstbäumen zu widmen, und auf diese Weise entstand der Obstgarten. Neben dem Obstgarten wurde dann wohl auch ein Kräutergarten angelegt. Auch in dieser Beziehung machte sich der Einfluß der Mönche geltend. Sie lehrten das Volk, Heilkräuter, wie Minze, Salbei, Anis, Lajerkraut zu ziehen, um sie dem heidnischen Glauben an allerlei heilbringenden Zauber zu entfremden. Mit der römischen Kultur verbreitete sich auch das Bedürfnis nach Würzkräutern, wie Petersilie, Sellerie, Senf, Zwiebel, Gurke usw. Es entstanden Würzgärten, die aber oft mit den Kräutergärten vereinigt wurden und dann den sogenannten Nutz- oder Pflanzengärten bildeten. Erst viel später widmeten sich unsere Vorfahren der Blumenpflege. Anfangs wurden Rosen, Lilien und Schwertlilien nur zu Heilzwecken gezogen. Im späteren Mittelalter werden Blumenbeete und Biergärten, die

Auch „Luft- oder Bonnegärten“ genannt wurden, angelegt. Offenbar hatten sie den Zweck, den Menschen, die durch das Anwachsen der Städte dem Leben in und mit der Natur immer mehr entrückt wurden, für den Naturgenuß einigen Ersatz zu bieten. Doch auch der Bauer begann sich nunmehr mit Blumen um ihrer selbst willen abzugeben; oft pflanzte er sie im Obst- und Nutzgarten an. Rosen und Lilien waren besonders beliebt, neben ihnen das Veilchen, die Levkoje, der Goldlack, die Nachviole, Salbei, Lavendel und viele andere. Spätere Zeiten brachten Hyazinthen, Tulpen, Stryngen usw. —

h. Der Ursprung des Schlafes. Als Schlaf bezeichnet man den Zustand der Herabsetzung der Körperfunktionen unter dem Einflusse der stark herabgesetzten Erregbarkeit des Gehirnes. Zur Herbeiführung des Schlafes ist die Ausschaltung der Sinnesreize notwendig, wir benötigen daher ein kühles und stilles Zimmer mit reiner Luft, alle Lichtquellen sind zu beseitigen, die Augen müssen geschlossen, die Muskeln entspannt werden. Wie der Schlaf am letzten Ende zustande kommt, weiß man heute noch nicht mit Sicherheit. Am meisten hat die Annahme für sich, daß die Ermüdung unter dem Einflusse der chemischen Zerfallsprodukte des Körpers zustande komme, so daß der Schlaf auf einem chemischen Vorgange beruht. Es gibt aber noch eine Anzahl anderer Theorien, welche den Schlaf erklären wollen. So nehmen einige an, daß der größere Reichthum der Gewebe an Wasser den Schlaf hervorruft, andere sehen die Hauptbedingung für das Zustandekommen des Schlafes in der Aenderung des Blutkreislaufes; der Schlaf soll demnach auf einer Blutarmut des Gehirns beruhen, weil auch zufällige oder künstliche Blutleere des Gehirnes Bewußtlosigkeit erzeugt. Prof. B. Oppenheimer war der erste, welcher den Schlaf in eine besondere Partie des Gehirns verlegte, ohne mit dieser Annahme besonderen Anlaß zu finden. Neuerdings hat Dr. Salomon in Florenz den Schlaf in Verbindung mit der Tätigkeit eines kleinen Gehirnteiles, des sog. Gehirnanhangs, gebracht. Derselbe liegt an der Unterfläche des Gehirnes, es ist eine Blutgefäßdrüse, deren Funktionen noch völlig räthselhaft sind. Die Alten glaubten, daß sie Schleim absondere, welcher durch die Nasenhöhle entleert werde. Seine Hypothese stützt Dr. Salomon auf die eigentümliche Lage der Drüse dicht neben den Gehirnzentren des Seelenlebens, auf den Nachweis von Brom in derselben sowie darauf, daß die Substanz der Drüse sich manchmal bei Schlaflosigkeit bewährte. Bei Verlegungen der Drüse und Schwund derselben tritt Schlaflosigkeit auf, Schläfrigkeit dagegen bei Massenzunahme der Drüse. Diese findet sich bei manchen Krankheiten, wie bei der Schlafkrankheit, Fettsucht, Nierenwuchs, Entartung der Schilddrüse; tatsächlich gehen alle diese Krankheiten mit Schläfrigkeit einher. Nach der Theorie Dr. Salomons wäre demnach der Schlaf als eine Folge der inneren Absonderung der Drüse anzusehen. —

ou. Wie Tabak aufbewahrt werden muß. Die Aufbewahrung von rohem und verarbeitetem Tabak hat seine Schwierigkeiten; es kommt namentlich darauf an, daß ihm ein bestimmter Grad von Feuchtigkeit erhalten bleibt. Weil die Lösung der Aufgabe, feste Bedingungen für diesen Zweck zu finden, von einer erheblichen Bedeutung für Landwirtschaft und Industrie, schließlich auch für den Raucher selbst ist, so hat das Landwirtschaftsministerium der Vereinigten Staaten eine Reihe wissenschaftlicher Experimente veranlaßt, die ermitteln sollten, welche chemische Stoffe dem Tabak oder den Zigarren durch bloßes Vorhandensein in ihrer Nachbarschaft genau den richtigen Grad von Feuchtigkeit gewährleisten könnten. Der Tabak hat wie jeder andere Stoff gewissermaßen seinen eigenen „Dampfdruck“; jeder Gegenstand neigt ja dazu, die ihn umgebende Luft mit dem von ihm ausgehenden Dampf oder Dunst gesättigt zu erhalten. Das wesentlichste Beispiel ist das Wasser, das fortwährend seinen Dampf an die Atmosphäre abgibt, wenn diese nicht bereits mit Wasserdampf gesättigt ist. Werden nun dem Wasser Lösungen chemischer Stoffe zugesetzt, so wird seine Verdunstung entweder beschleunigt oder verlangsamt, je nachdem der Dampfdruck der chemischen Lösung größer oder geringer ist als der des Wassers. Selbstverständlich ist die Neigung eines festen Stoffes wie des Tabaks zur Dampftentwidelung weit geringer als beim Wasser; aber es wäre möglich, einen Stoff ausfindig zu machen, der das Wasser, dem er zugesetzt wird, in seiner Verdunstungsneigung so weit herabsetzt, daß diese der des Tabaks gerade gleich wäre. Wenn nun eine solche Lösung in der Nähe von Tabak untergebracht würde, so wäre die Atmosphäre immer gerade soweit mit Feuchtigkeit gesättigt, daß der Tabak seinerseits die Verdunstung aufgeben kann. Die erwähnten Untersuchungen haben zunächst den Dampfdruck des Tabaks festgestellt und ferner eine Anzahl chemischer Lösungen ermittelt, die dem Tabak in loser Form oder in der von Zigarren die günstigsten Bedingungen erhalten würden. Dazu gehören schwefelsaures Kali, schwefelsaures Nangan und Radmiumbromid. —

Geologisches.

u. Die Dichtigkeit der Erdkruste. Unsere Erde ist in ihrer Gesamtheit durchaus nicht der solid feste Körper, der sie nach dem äußeren Anblick zu sein scheint; im Gegentheil, die feste Kugel, auf der wir mit so zuversichtlichem Vertrauen wandeln, besteht eigentlich nur aus einer verhältnismäßig sogar ziemlich dünnen Schale oder Kruste, unter der sich die überwiegende Hauptmasse

unseres Planeten immer noch in feurig-flüssigem Zustande befindet. Ursprünglich war die ganze Erde überhaupt ein feuriger, flüssiger Tropfen im großen Weltraum; dieser Tropfen strahlte gegen den sehr kalten Raum — man schätzt die Temperatur im umgebenden Raum auf etwa 200 Grad unter Null — soviel Wärme aus, daß seine äußerste Schicht nach einer gewissen Zeit erstarrte und die Möglichkeit bot, daß sich auf ihr das Leben von Pflanzen, Tieren und Menschen entwickeln konnte. Durch diesen so entstandenen festen äußeren Belag wird immer mehr Wärme an den inneren heißen Schichten nach außen hingeleitet, und die Dicke der festen Schale nimmt, wenn auch langsam, so doch beständig zu. Gegentwärtig ist diese feste Rinde durchaus nicht überall gleich dick, sondern es bestehen ganz besonders starke Unterschiede zwischen der Kruste, die unter dem Weltmeer liegt, und derjenigen, die die Kontinente bildet. Unter den Ozeanen kann die feste Kruste, die hier also den Boden der Meere bildet, bei weitem nicht so viel ihr von innen zugeführte Wärme fortleiten, wie dort, wo sie direkt an die Luft grenzt; infolge davon ist die Erdrinde unter dem Ozean viel dünner, als die der Kontinente. Dagegen wirkt das Wasser des Weltmeeres mit großer Kraft zusammendrückend auf die Kruste unter ihr, und so kommt es, daß hier die Erdrinde viel kompakter, dicker ist, als unter der dünnen Luft, wo sie eine lockerere Masse bildet. —

Humoristisches.

— **Beruhigend.** Fremder (zum Vater, bei dem er sich einen Zahn ziehen lassen will): „Sagen Sie mir, ist das Zähneziehen für Sie ein einträgliches Geschäft?“
Vater: „Ach wo! — Mehr wie drei bring' ich ja an einem Tag' nicht heraus!“ —
— **Ausrede.** Richter: „... Sie und die beiden anderen Herren wurden wegen nächtlicher Aufsejörung durch Schreien, Jöhlen und Entwerfen von Laternen aufgeschrieben. Sie waren anscheinend betrunken!“
„Herr Richter, wir als Mitglieder eines Abstinenzlervereins!“
„Ja — aber warum taten Sie denn das?“
„Aus Agitationszwecken — damit die Schlemmer sehen, daß man auch ohne Alkohol Radau machen kann!“ —
— **Gefährlicher Spaß.** Amme: „Herr Professor, es sind Zwillinge angekommen!“
Professor (der nicht gestört sein will): „Meinetwegen sechs!“
Amme (nach einer Viertelstunde): „Herr Professor, jetzt sind es drei!“
Professor (erschrocken): „Na, Sie werden doch noch 'n Spaß versteh'n!“ —
(„Fliegende Blätter.“)

Notizen.

— „Liebe“, eine Komödie von Gustav Wied, wurde vom Neuen Theater zur Aufführung erworben. —
— Das Deutsche Theater wird umgebaut. —
— Die Kroll'sche Oper will im August die Robitität „Das Heimchen am Herd“ von Karl Goldmark zur Aufführung bringen. —
— Ein ehemaliges musikalisches „Wunderkind“, die Kammervirtuosin Doris Böhmé, starb in Dresden. —
— Der Historienmaler Professor Leopold Wode ist, 75 Jahre alt, in Frankfurt a. M. gestorben. —
— Auf der Jahresversammlung des Imperial Cancer Research Fund wurde Dr. Wahlfords Bericht verlesen, wonach in vier Jahren 100 000 Mäuse untersucht worden sind, von denen 3500 den Brustkrebs hatten. —
— **r. Giftige Spinnen.** Die Wissenschaft und namentlich die Untersuchungen Prof. Roberts in Koftock haben zweifellos festgestellt, daß es auch unter unseren einheimischen Spinnen zahlreiche beißende und giftige Arten gibt. Beim Beißen erzeugen sie einen brennenden Schmerz, woran sich Schüttelfrost und allgemeines Unwohlsein anschließen kann. Auch die Kreuzspinne ist bissig und giftig; das Gift derselben, ein lösliches Eiweiß, wirkt bei Einspritzung ins Blut der Katzen schon in der kleinsten Menge tödlich. Dabei ist aber die Vorstellung unhaltbar, als ob das Gift der Kreuzspinne das Produkt einer Giftdrüse wäre, es ist vielmehr die ganze Spinne giftig und es findet sich meist das Gift in allen Organen, denn Auszüge einer lebenden oder getrockneten Spinne sind bei Einspritzungen gefährlich. Man tut demnach gut, die Kinder vor den Kreuzspinnen zu warnen.
— Schwere Hagelwetter suchten kürzlich das Hohenzollern-Ländchen heim. Bei der Schadensabschätzung hat sich in Zgelswies, dessen ganze Gemarkung verhagelte, ein seltsames Kuriosum herausgestellt: sämtliche Ackerbürger sind versichert, nur — der Herr Hagelversicherungsgesellschaft nicht! —